

Der Ring des Generals

Autor(en): **Lagerlöf, Selma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 29

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

18. Juli 1936

Der singende Eisenbahnzug. Von Frida Schanz.

Ich sah heut etwas, das war lustig genug.
Ich ging am Waldrand, die Schienen entlang,
da kam ein langer Eisenbahnzug,
der sang.

Der sang so selig, der sang so laut!
Blasse Kinder hab ich am Fenster gesehn.
„Wer nur dem lieben Gott vertraut“ —
konnt ich verstehn.

Das klang durch die Stille, ich weiß nicht, wie.
Fröhlich verhallte der letzte Ton.
Es sei eine Ferienkolonie,
sagten die Leute auf der Station.

An die blaue See ging's, wie jedes Jahr,
durch Wälder und Felder im raschen Flug.
Den ganzen Tag dacht' ich immerdar
an den singenden Eisenbahnzug.

Der Ring des Generals. Erzählung von Selma Lagerlöf.

Copyright by Roman-Vertrieb Langen/Müller, München.

1

I.

Wohl weiß ich, daß es früher einmal Leute genug gab, die nicht wußten, was das Gruseln heißen will. Ich habe von einer ganzen Menge Menschen gehört, die es liebten, über hauchdünnes Eis zu wandern, und die sich kein größeres Vergnügen denken konnten, als mit tollen Pferden zu kutschieren. Ja, es gab auch den einen oder den anderen, der nicht davor zurückscheute, mit dem Fahnenjunker Ahlegard Karten zu spielen, obgleich man wußte, er machte solche Kunststücke mit den Karten, daß er immer gewinnen mußte. Ich kenne auch einige unerschrockene Gesellen, die sich nicht fürchteten, eine Reise an einem Freitag anzutreten, oder sich an einen Mittagstisch zu setzen, der für dreizehn Personen gedeckt war. Aber ich möchte gerne wissen, ob einer von all jenen den Mut gehabt hätte, sich den schrecklichen Ring an den Finger zu stecken, der dem alten General Löwenköld aus Hedebn gehört hatte.

Es war dies derselbe General, der den Löwenkölds Haus und Hof, Namen und Adel verschafft hatte; und so lange einer von ihnen in Hedebn wohnte, hing sein Bildnis in dem großen Salon im oberen Stockwerk mitten zwischen den Fenstern. Es war ein großes Gemälde, das vom Boden bis zur Decke reichte; und auf den ersten Blick glaubte man, es sei Karl XII. selbst, in höchsteigener Person, der da stand, im blauen Rock, großen Sämschlederhandschuhen und ungeheuren Stulpenstiefeln, fest auf den schachbrettmusterten

Boden aufgesetzt; aber wenn man näher kam, sah man ja, daß es ein Mann von ganz anderem Schlage war.

Es war ein großes, grobes Bauerngesicht, das über den Rockragen hervorragte. Der Mann auf dem Bilde schien dazu geboren zu sein, all sein Lebtag hinter dem Pfluge einherzugehen. Aber bei all seiner Häßlichkeit sah er wie ein kluger, zuverlässiger und prächtiger Kerl aus. Wenn er zu unserer Zeit auf die Welt gekommen wäre, er wäre mindestens Schöffe und Gemeindevorsteher geworden, ja wer weiß, ob er nicht in den Reichsrat gekommen wäre. Aber da er in den Tagen des großen Heldenkönigs lebte, so zog er als armer Soldat in den Krieg, kehrte als der berühmte General Löwenköld heim und bekam von der Krone das Rittergut Hedebn im Kirchspiel Bro zum Lohn für seine Dienste.

Uebrigens, je länger man das Bildnis betrachtete, desto mehr veröhnte man sich mit seinem Aussehen. Man glaubte zu verstehen, daß die Männer, die unter König Karls Befehl gestanden waren und ihm eine Furche durch Polen und Rußland gepflügt hatten, so gewesen sein mußten. Nicht nur Abenteurer und Hoffkavaliere hatten sich ihm angeschlossen, sondern gerade solche schlichte und ernste Männer wie der hier auf dem Bilde waren ihm zugetan gewesen und hatten gefunden, daß er ein König war, für den man leben und sterben konnte.

Wenn man das Konterfei des alten Generals betrachtete,

pflegte immer einer der Löwenköld's bei der Hand zu sein, um zu bemerken, es sei durchaus kein Zeichen der Eitelkeit bei dem General, daß er den Handschuh an der linken Hand so weit abgestreift hatte, daß der große Siegelring, den er am Zeigefinger trug, auf dem Bilde zum Vorschein kam. Er hatte den Ring vom König empfangen — für ihn gab es nur einen König —, und der Ring war mit auf das Bild gekommen, um zu zeigen, daß Bengt Löwenköld ihm treu war. Er hatte ja vielen bitteren Tadel gegen seinen Herrscher hören müssen, man erkühnte sich zu behaupten, daß er durch Unverstand und Uebermut das Reich an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, aber der General hielt unbedingt an ihm fest. Denn König Karl war ein Mann, wie die Welt nie seinesgleichen gesehen, und wer in seiner Nähe gelebt hatte, der hatte erfahren, daß es schönere und höhere Dinge gibt, für die man kämpfen kann, als Ehre und Erfolg in dieser Welt.

Ganz so, wie Bengt Löwenköld den Königsring mit auf dem Konterfei haben wollte, so wollte er ihn auch mit ins Grab haben. Auch hierbei war keine Eitelkeit im Spiele. Es lag ihm nicht im Sinn, damit zu prahlen, daß er eines großen Königs Ring am Finger trug, wenn er vor den lieben Gott und die Erzengel hintrat, aber er hoffte vielleicht, daß, wenn er in den Saal kam, wo Karl XII. von all seinen Haudegen umgeben saß, der Ring als ein Wiedererkennungszeichen dienen würde, so daß er auch nach dem Tode in der Nähe des Mannes weilen durfte, dem er sein ganzes Leben lang gedient und gehuldigt hatte.

Als der Sarg des Generals in die gemauerte Grabkammer gestellt wurde, die er sich auf dem Broer Kirchhof hatte bereiten lassen, steckte der Königsring also noch am Zeigefinger der linken Hand. Viele unter den Anwesenden klagten darüber, daß ein solches Kleinod einem toten Manne ins Grab folgen sollte, denn der Ring des Generals war beinahe ebenso bekannt und berühmt wie er selbst. Man erzählte, es sei so viel Gold darin, daß es hingereicht hätte, Haus und Hof zu kaufen, und der rote Karneol, in den der Namenszug des Königs eingraviert war, sollte nicht weniger Wert haben. Man fand allgemein, daß es aller Ehren wert von den Söhnen war, sich dem Wunsche des Vaters nicht zu widersetzen und ihm das kostbare Stück zu lassen.

Wenn nun der Ring des Generals in Wirklichkeit so ausah, wie er auf dem Gemälde abgebildet war, so war er ein häßliches, plumptes Ding, das heutzutage wohl kaum ein Mensch an seinem Finger tragen möchte; aber das hindert nicht, daß er vor ein paar hundert Jahren ungeheuer wertgeschätzt wurde. Seht, man muß bedenken, alle Schmucksachen und Gefäße aus edlem Metall mit ganz wenigen Ausnahmen, hatten der Krone abgeliefert werden müssen, man hatte gegen Goerzens Taler und den Staatsbankerott zu kämpfen und für viele Menschen war Gold etwas, das sie vom Hörensagen kannten, aber das sie nie gesehen hatten. So kam es, daß die Leute den goldenen Ring nicht vergessen konnten, der zu niemandes Nutzen und Frommen unter einen Sargdeckel gelegt worden war. Man meinte beinahe, es sei unrecht, daß er da lag. Man hätte ihn ja in fremden Ländern um teures Geld verkaufen und so manchem Brot verschaffen können, der nichts anderes zu brechen und zu beißen hatte, als Häcksel und Rinde.

Aber obgleich es viele gab, die gewünscht hätten, daß die große Kostbarkeit in ihrem Besitz wäre, gab es keinen, der im Ernst daran dachte, sie sich anzueignen. Der Ring lag in einem zugeschräubten Sarg, in einem vermauerten Grabkeller, unter schweren Steinplatten, unerreicht selbst für den kühnsten Dieb, und so, meinte man, müsse es verbleiben bis ans Ende aller Tage.

II.

Im Jahre 1741 im Monat März war der Generalmajor Bengt Löwenköld im Herrn eingeschlafen, und im selben Jahre einige Monate später begab es sich, daß ein kleines Töchterchen des Rittmeisters Göran Löwenköld, des ältesten Sohnes des Generals, der jetzt in Hedehy wohnte, an der roten Ruhr starb. Es wurde an einem Sonntag gleich nach dem Gottesdienst begraben, und alle Kirchenbesucher folgten dem Leichenzug zu dem Löwenköld'schen Grabe, wo die zwei gewaltigen Grabplatten schräg aufgestellt waren. Die Wölbung darunter war von einem Maurer aufgerissen worden, so daß man den Sarg das toten Kindes neben den des Großvaters stellen konnte.

Während die Menschen um das Grab versammelt waren und den Grabreden lauschten, mag es wohl möglich sein, daß der eine oder andere an den Königsring dachte und bedauerte, daß er in einem Grabe verborgen liegen sollte, zu niemandes Nutzen und Frommen. Es gab auch vielleicht den einen oder anderen, der seinem Nachbar zuflüsterte, jetzt wäre es nicht so unmöglich, zu dem Ring zu kommen, da das Grab wahrscheinlich nicht vor dem nächsten Tage zugemauert werden würde.

Unter den vielen, die da standen und diese Gedanken im Kopfe hin- und herwälzten, war auch ein Bauer aus dem Mellomhof in Dlsby, der Bard Bardsson hieß. Er gehörte keineswegs zu denen, die sich des Ringes wegen hatten graue Haare wachsen lassen. Im Gegenteil! Wenn jemand von dem Ring gesprochen hatte, war seine Antwort gewesen, er hätte einen so guten Hof, daß er den General nicht zu beneiden brauchte, und wenn er gleich einen Scheffel Gold mit in den Sarg genommen hätte.

Wie er nun so auf dem Friedhof stand, kam es ihm wie so vielen anderen in den Sinn, wie merkwürdig es doch war, daß man das Grab geöffnet hatte. Aber er war nicht froh darüber. Er war unruhig. „Der Rittmeister muß es doch schon heute nachmittag wieder instand setzen lassen,“ dachte er. „Es gibt viele, die es auf diesen Ring abgesehen haben.“

Dies war ja eine Sache, die ihn gar nichts anging, aber wie es nun kam, so lebte er sich immer mehr und mehr in den Gedanken ein, daß es gefährlich sein konnte, das Grab über Nacht offen zu lassen. Man war nun im August, die Nächte waren dunkel, und wenn das Grab nicht noch an diesem Tage geschlossen wurde, konnte sich ein Dieb hinunter schleichen und sich den Schatz aneignen.

Er wurde von einer so großen Angst gepackt, daß er schon erwog, ob er nicht auf den Rittmeister zugehen und ihn warnen sollte; aber er wußte ja ganz gut, daß die Leute ihn für einfältig hielten, und er wollte sich nicht zum Gespött machen. „Freilich hast du in dieser Sache ganz recht“, dachte er, „aber wenn du dich gar zu eifrig zeigst, wirst du nur ausgelacht. Der Rittmeister, der ein so kluger Mann



Von der Tell-Freilichtspiel-Aufführung in Interlaken: Die 3 Männer-Szene in Walther Fürsts Wohnung. Die Aufführungen finden jeden Sonntagnachmittag statt.

ist, hat sicherlich schon dafür gesorgt, daß das Loch wieder zugemauert wird.“

Er war so in diese Gedanken versunken, daß er gar nicht merkte, daß die Beerdigung zu Ende war, sondern er blieb an dem Grabe stehen und wäre noch lange dagestanden, wenn nicht seine Frau gekommen wäre und ihn am Rockärmel gepupft hätte.

„Was hast du denn?“ sagte sie. „Du stehst ja da und starrst immerzu auf einen einzigen Fleck wie die Katze vor dem Mausloch.“

Der Bauer zuckte zusammen, schlug die Augen auf und fand, daß er und die Frau allein auf dem Friedhof waren.

„Es ist nichts“, sagte er. „Ich stand nur da und es ging mir durch den Kopf ...“

Er hätte der Frau gerne gesagt, was ihm durch den Kopf ging, aber er wußte ja, daß sie viel klüger war als er. Sie hätte nur gefunden, daß er sich überflüssige Sorgen machte. Sie hätte gesagt, ob das Grab verschlossen würde oder nicht, das sei eine Sache, die den Rittmeister anging und keinen anderen.

Sie machten sich auf den Heimweg, und als Bard Bardsen dem Friedhof den Rücken gefehrt hatte, hätte er ja den Gedanken an das Grab los sein müssen, aber so ging es nicht. Die Frau sprach vom Begräbnis: vom Sarg und den Trägern, von dem Leichenzug und den Grabreden, und er warf hie und da ein Wort ein, um nicht merken zu lassen, daß er nichts wußte und nichts gehört hatte, aber bald klang die Stimme der Frau wie aus weiter Ferne. Das Gehirn begann die früheren Gedanken zu mahlen. „Heute ist Sonntag“, dachte er, „und vielleicht will der

Maurer die Wölbung an einem Ruhetag nicht zumauern. Aber in diesem Fall könnte ja der Rittmeister dem Totengräber einen Taler geben, damit er über Nacht bei dem Grabe wacht. Wenn er doch nur auf diesen Gedanken käme!“

Auf einmal begann er laut mit sich selbst zu sprechen. „Ich hätte doch zu dem Rittmeister hingehen sollen. Ich hätte mir nichts daraus machen sollen, wenn mich die Leute ausgelacht hätten.“

Er hatte ganz vergessen, daß die Frau neben ihm einherging, aber er kam wieder zu sich, als sie plötzlich stehen blieb und ihn anstarrte.

„Es ist nichts“, sagte er, „nur diese selbe Sache, die mir schon immer im Kopf herumgeht.“

Damit setzten sie ihre Wanderung fort und bald waren sie in ihren eigenen vier Wänden.

Er hoffte, daß die unruhigen Gedanken ihn hier verlassen würden, und das hätten sie wohl auch, wenn er zu einer Arbeit hätte greifen können. Aber nun war ja Sonntag. Als die Leute im Mellomhof ihr Mittagsbrot gegessen hatten, ging ein jeder seiner Wege. Er blieb allein in der Hütte sitzen, und gleich kam dieses Grübeln wieder über ihn.

Nach einer Weile stand er von der Bank auf und ging hinaus und striegelte das Pferd, in der Absicht, nach Hebedyn zu reiten und mit dem Rittmeister zu sprechen. „Sonst wird der Ring am Ende noch diese Nacht gestohlen“, dachte er.

Es kam doch nicht dazu, daß er Ernst mit der Sache machte. Er war zu schüchtern. Er ging anstatt dessen in einen Nachbarhof, um mit dem Bauer dort von seiner Unruhe zu sprechen, aber er traf ihn nicht allein, und wieder



Ein Stück Elfenau bei Bern. Fliegeraufnahme.

war er zu schüchtern, zu sprechen. Er kam unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Sobald die Sonne untergegangen war, legte er sich zu Bett und nahm sich vor, bis zum Morgen zu schlafen. Aber er fand keinen Schlaf. Die Unruhe kehrte zurück. Er drehte und wälzte sich nur im Bett hin und her.

Die Frau konnte natürlich auch nicht schlafen, und nach einiger Zeit wollte sie wissen, warum er so unruhig war.

„Es ist nichts“, antwortete er in der gewohnten Weise. „Es ist nur so eine Sache, die mir im Kopf herumgeht.“

„Ja, das hast du heute schon mehrmals gesagt“, sagte die Frau, „aber nun, meine ich, solltest du mir doch sagen, was dich beunruhigt. Du hast doch nicht so gefährliche Dinge im Kopf, daß du sie mir nicht anvertrauen kannst.“

Als Bard die Frau so sprechen hörte, bildete er sich ein, er würde schlafen können, wenn er ihr gehorchte.

„Ich liege nur da und möchte gerne wissen, ob das Grab des Generals wieder zugemauert worden ist“, sagte er, „oder ob es die ganze Nacht offenstehen soll.“

Die Frau lachte. „Daran habe ich auch gedacht“, sagte sie, „und ich glaube, daran wird jeder Mensch, der heute in der Kirche war, gedacht haben. Aber von so etwas wirst du dich doch nicht um den Schlaf bringen lassen.“

Bard war froh, daß die Frau die Sache so leicht nahm. Er fühlte sich ruhiger und glaubte, jetzt würde er schlafen können. (Fortsetzung folgt.)

Die Elfenau bei Bern.

Die Natur ist unser Jungbrunnen: keine Hygiene, keine Volkswohlfahrtspflege kann uns das geben, was die Natur uns bietet. Schwächen wir sie, so schwächen wir uns; morden wir sie, so begehen wir Selbstmord.

Hermann Löns.

Ein kleines, aber herrliches Stück ursprünglicher Heimatlandschaft, in nächster Nähe der Stadt, eingebettet in eines der schönsten Landschaftsbilder des schweizerischen Mittellandes, in dem Pflanzen- wie Tierwelt sich ungestört nach

eigenen Gesetzen sich entwickeln können, das ist die „Elfenau“ als Naturreservat.

Die Bezeichnung „Elfenau“, die den idyllischen Charakter dieser Landschaft so poetisch umschreibt, gab ihr die russische Großfürstin Anna Feodorowna, die das Gut 1814 vom bernischen Patrizier und Staatsmann G. von Jenner erwarb. Seit 1918 gehört die Elfenau der Stadt, die, wie das anlässlich einer Begehung durch geladene Gäste Gemeinderat Reinhard erklärte, durch den Ankauf das Gebiet der privaten Spekulation entzog und so dessen wilde Verbauung verhinderte. Am 23. Juni 1936 hat der Regierungsrat das Gebiet der Elfenau als Naturreservat erklärt und damit erhielt die Gemeinde Bern, in Verbindung mit dem neuen „Tierpark Dählhölzli“, eine so schöne Naturparkanlage, wie sie wohl keine andere Stadt in der ganzen Schweiz besitzt. Denn nun steht das ganze Gebiet der Elfenau von der Villa Uttiger angefangen bis hinab zum Dählhölzli unter Tier- und Pflanzenschutz. Der Wald steht der Bevölkerung offen, wobei das Jagen und Fischen natürlich verboten ist. Eingezäunt und ganz besonders geschützt ist nur das Gebiet

der Gieße, das sich zum Wasserwildreservat und zum Reservat der verschiedensten Wasser- und Sumpfpflanzen ganz besonders eignet. Gegen den Wald zu ist dieses Gebiet vorderhand durch einen Weidzaun geschützt, gegen den Aareweg durch einen Pflanzenzaun, der aber unbehinderten Einblick in das Gießengebiet gewährt. Im Laufe der Zeit wird auch der Weidzaun durch eine lebende Hecke ersetzt werden. Alle Maßregeln zum Schutze der Elfenau sollen mit Hilfe der Bevölkerung durchgeführt werden. Man hofft, daß das Publikum die Behörden beim Schutze der Tier- und Pflanzenwelt in der Elfenau unterstützen wird und daß der Aufseher im Schutzgebiet weder mit Pflanzenhamstern noch mit frei herumlaufenden Hunden und wildernden Katzen zu viel zu tun bekommt, damit auch das Abschließen wildernder Tiere möglichst vermieden werden könne. Die Pflanzen stehen übrigens unter der Aufsicht des Stadtgärtners, der auch dafür sorgen wird, daß die Elfenau nicht allzu stark „verniedlicht“ wird. Und um das Publikum nicht durch Verbotstafeln zu vergrämen, wurden an den markantesten Stellen romantische Wegweiser aufgestellt. Es sind dies durch die Briener Schnitzlerschule hergestellte prächtige, große Eulen mit der Aufschrift: „Naturpark Elfenau, — Naturschutzgebiet, — Nur auf den Wegen gehn, — Hunde an der Leine, — Baden aarewärts des Redweges, — Schützt Pflanzen und Tiere!“

Was aber die Zukunft des Reservats anbelangt, äußerte sich der Herr Baudirektor Reinhard sehr zuversichtlich und erklärte, daß sich die Stadtbehörde bezüglich der Elfenau den Ausspruch des Eroberers der Waadt, General Rägeli, als Motto erkoren habe, der, als man die Waadt auf diplomatischem Wege wieder den Savoyern zuschanzen wollte, kurz und bündig erklärte: „I heb's und i bheb's“. Gefährdet vom ganzen Gebiete ist derzeit nur noch die Grünfläche zwischen Manuellstraße und Stadtgärtnerei durch den Ausbau dieser Straße und durch die eventuelle Verlängerung der Brunnadernstraße bis zur Gemeindegrenze nach Mettlen-Muri. Aber auch hier sei noch nicht das letzte Wort gesprochen. Und auf jeden Fall bleibe die einzig schöne Baumgruppe in der Mitte der Grünfläche unberührt.

Ueber Flora und Fauna der Elfenau sprachen sich Herr Prof. W. Röh und Herr Dr. W. Rüenzi ungefähr folgendermaßen aus: Das Herz der Elfenau bildet der geheimnisvolle Elfenautsch, der sich zum guten Teil im Schilfdickicht versteckt. Ein gänzliches Ueberwuchern des Wasser-